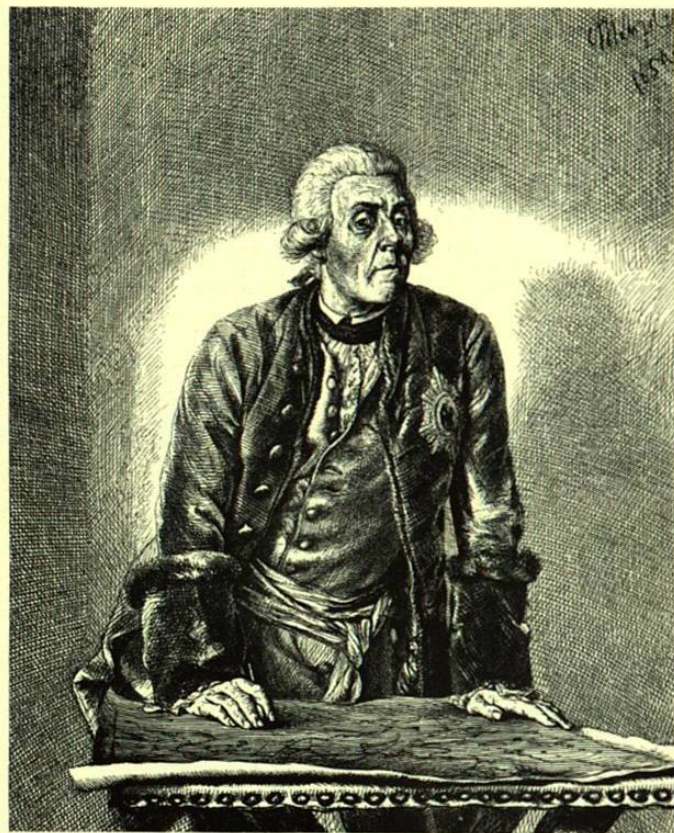


Was es diesen König gekostet hat, seinem weichen, empfindsamen, mitfühlenden Herzen, das er selbst nur zu gut kannte, die Unbeugsamkeit und Härte abzugewinnen, die des Lebens Notwendigkeit von ihm gebieterisch forderte, das mag Gott wissen.

Die Wahrheit des Satzes, den Jahrzehnte später der erste Napoleon prägte, „die Schwäche der höchsten Gewalt ist das schrecklichste Unglück der Völker,“ hat der große Preußenkönig schon deutlich erkannt.

„Betrachten Sie,“ schrieb er, ebenfalls bald nach dem Tode der geliebten Mutter, an Marquis d'Argens, „mich als eine Mauer, in die das Unglück seit zwei Jahren Bresche gelegt hat. Von allen Seiten dringt es auf mich ein. Häusliches Unglück, heimlicher Kummer, öffentliche Unglücksfälle, drohende Kalamitäten, die sich vorbereiten: das ist meine Nahrung, dennoch dürfen Sie nicht denken, daß ich mich unterkriegen lasse. Sollte selbst die Welt untergehen: ich würde mich unter ihren Trümmern begraben lassen mit demselben kalten Blute, mit dem ich Ihnen dies schreibe. Man muß sich in diesen verzweifeltsten Zeiten mit eisernen Eingeweiden und einem ehernen Herzen wappnen, um alle Empfindsamkeit zu verlieren.“

Die stählerne Härte des Königs war also keine solche des Charakters, sondern sie war diktiert von der Notwendigkeit und geschöpft aus philosophischer Selbstzucht. Allerdings wohnte auch gerade in diesem König ein außerordentlich stark entwickeltes Majestätsbewußtsein, vereint mit einer klaren Erkenntnis des eigenen Genies.



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand Leipzig.

Prinz Heinrich von Preußen.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

Der Genius erkennt nur zu bald, wie es mit ihm und den andern, die um ihn sind, steht, wie überlegen und unter Umständen unersehblich er ist. Unter so einem König Soldat zu sein, war gewiß kein leichtes Brot, das gilt vom gemeinen Manne wie vom hochgestellten General. Der Staat, sein Preußenstaat war diesem König die erste Größe in seinem Pflichtkreis. Die Armee, die einzige Waffe seine Grenzen zu verteidigen, mußte scharf und schneidend sein oder sie und der Staat würden nicht sein.

Dieser klaren Einsicht ordnete der König alles unter. Von sich selbst verlangte er im Dienst der Armee und des Staats das Höchste, und so durfte er es auch von andern verlangen, gleichgültig, ob Korporal oder General, ob Musketier oder königlicher Prinz. Und wahrlich, schlimm hätte es um den innern Halt der Armee gestanden, wenn ihre Zügel nicht in einer eisernen Hand gelegen hätten. Bei Friedrich galten weder Vetterchaft noch Gönnerschaft, weder hoher Rang noch auch Geburtsvorrechte, mit der einzigen Einschränkung, daß er beim Ersatz des Offizierkorps den Adel bevorzugte, denn „es ist denen Edelleuten anständiger, als Offizier zu dienen, als das selbige auf dem Lande und am Hause die Hühner füttern.“ Später in der Front allerdings fiel jeder Unterschied weg, und es hat in König Friedrichs Heer mancher bürgerliche Offizier mit Ehren und Auszeichnung gekämpft.

Der König hatte eine ganz eigene Art, seine Leute an der Ehre zu packen, und es galt ihm ganz gleich, wer das war. Gestern noch konnte ein General für ein Ver-

dienst, das sich übrigens immer von selbst verstand, allergnädigst belobt werden, um morgen für eine Unterlassungsfünde, die sich durchaus nicht von selbst verstand, einen gepfefferten Verweis zu erhalten.

Diese königlichen Verweise sind in ihrer Knappheit und Treffsicherheit einfach klassisch. Selbst die persönlichen Lieblinge des Königs waren niemals sicher davor.

Als der alte Feldmarschall von Keith, den der König hochschätzte, ja, dem er persönlich nahe stand, bei der Belagerung von Prag die Redoute am Strohhof mit einer Besatzung von achtzig Mann bei einem Überfall durch fünfhundert Kroaten verlor, schrieb der König in schneidendem Sarkasmus: er dürfte nach diesem Vorgang wohl erwarten, den Marschall mitsamt seiner ganzen Armee eines guten Tages aufgehoben zu sehn.

„Dies verursachte,“ notiert Graf Händel in sein Tagebuch, „dem Marschall großen Kummer; wer aber sonst nichts weiter zu beißen und zu brechen hat, als was ihm der Degen einbringt, muß seinen Arger wohl in sich fressen.“

Nun, der alte prächtige Marschall, der für seinen König bei Hochkirch so tapfer zu sterben wußte, vermochte auch ein königliches Wort, selbst wenns zu scharf war, hinzunehmen, wie sichs für den Soldaten gehört, ohne, wie Graf Händel und sein Anhang, insgeheim wider den Stachel zu löden.

Schlimmer gings manchmal noch dem tapferen Moritz von Dessau. Als der Prinz im August des Jahres

eingzugreifen. Aber die Trübungen im Zusammenleben der Brüder verzogen sich stets wieder, und das ist vor allen Dingen dem König zu verdanken, der diesem Bruder eine große Nachgiebigkeit zeigte, ja, man darf sagen: Friedrich hat diesen Bruder aufrichtig geliebt.

Noch im Jahre 1752 widmete Friedrich dem Prinzen August Wilhelm seine „Geschichte des brandenburgischen Hauses“ mit einem Zueignungsbrief, der deutlich des Königs brüderliche Sympathien zeigt. Ohne Einschränkung erkannte der König in dieser Zueignung des Prinzen persönliche Vorzüge und militärischen Verdienste an.

In letzterer Hinsicht glaubte der König während der beiden ersten schlesischen Kriege, die der Prinz im Hauptquartier des Königs mitgemacht hatte, bei August Wilhelm Eigenschaften entdeckt zu haben, die zu großen Hoffnungen berechtigten. Er hatte wiederholt ein gutes militärisches Urteil bewiesen, und seine persönliche Tapferkeit hatte sich glänzend bewährt.

Der Gesandte des damals mit Preußen verbündeten königlichen Frankreich, Marquis de Valory, der Friedrich ins Feld begleitete, schreibt nach der Schlacht von Hohenfriedberg: „Ich bin der Tapferkeit des Prinzen von Preußen, der an der Spitze seiner Brigade focht, das Zeugnis meiner Bewunderung schuldig. Als ich nämlich dem Prinzen mein Erstaunen über die Art, womit er seine Person den Gefahren aussetzte, zu erkennen gab, erwiderte mir derselbe: „Monsieur, ich glaubte, ich mußte den braven Leuten, die ich befehligte, zeigen, daß ich nicht unwürdig sei, in ihrer Gesellschaft zu fechten.“

Wohl mögen solche Züge in dem königlichen Herzen Hoffnungen erweckt haben, wie es nur zu natürlich war, denn dieser Bruder war der nächste zur Krone, seine Hand sollte einst das Steuer des Preußenstaates lenken, wenn Friedrich nicht mehr war.

Ja, des Königs gute Meinung von den Fähigkeiten seines Bruders ging so weit, daß er ihn bereits für das Kommando der hannoverschen Armee ins Auge gefaßt hatte und zum englischen Gesandten sagte: „Er hat viel gesehen und obendrein Proben in unserm Handwerk gegeben, und ich glaube, daß er jedenfalls für dies oder sogar ein größeres Kommando befähigt ist.“

Dennoch mußten inzwischen Umstände eingetreten sein, die des Königs Meinung geändert hatten, denn er zögerte lange, bevor er dem Bruder das so sehnlichst erwünschte selbständige Kommando anvertraute. Es ist wohl anzunehmen, daß manche Äußerungen des Kleinmutes und der Schwarzseherei dem König zu Ohren kamen, die ihn wiederum an der Entschlußkraft des Prinzen, der ersten Tugend eines selbständigen Heerführers, zweifeln ließen.

Endlich aber siegte im König das brüderliche Vertrauen. Er hoffte, daß der Prinz, vor eine ernste Aufgabe gestellt, auch die ganze kriegerische Tüchtigkeit beweisen werde, die im Geschlechte der Hohenzollern so viele Vertreter hat, und bestimmte ihn für das Oberkommando der schlesischen Armee, die Schlesien und die Lausitz decken sollte. Diese Armee war an der Zahl ebenso stark wie die des Königs, ungefähr 32 000 Mann. Der

Prinz begab sich also anfangs Juli nach Jungbunzlau, um Prinz Moritz von Dessau abzulösen. Unter ihm kommandierte ein Stab bewährter Generale: Der vorsichtige und taktisch gewandte Herzog von Bevern, die Generalleutnants von Lestwitz und von Schulz, die Generalmajors Fürst Wied, von Manteuffel, von Hanaker, von Rebentisch, von Kleist, von Puttkammer und Prinz Franz von Braunschweig. Bei der Kavallerie kommandierte Prinz Schönau und die Generalmajors von Krokow, Prinz Eugen von Württemberg, von Normann, der die brillante Attacke von Kolin geritten hatte und der treffliche Meineke, der sich mit seinen Dragonern am Abend von Kolin in letzter Stunde siebenmal dem vordringenden österreichischen linken Flügel entgegen geworfen hatte. Diese Männer waren sämtlich tapfer und erprobt, zum Teil unter den Waffen ergraut, ein Offizierkorps, das von der starken Hand eines Feldherrn geleitet, wohl tüchtiges zu leisten vermocht hätte.

Der Prinz bat sich vom König als Begleiter noch den jüngeren Grafen Schmettau aus, auf den er große Stücke hielt und den der Lagerwitz bereits „das militärische Wörterbuch“ des Prinzen nannte. Der König aber ließ auf jeden Fall auch noch den Generalleutnant von Winterfeldt mitreiten, seinen Vertrauensmann, um seinerseits alles zu tun, was er für die Sicherheit des prinzlichen Unternehmens tun konnte.

Inzwischen hatten sich Prinz Karl von Lothringen und Feldmarschall Daun vereinigt, diese beiden alten Waffengenossen, die anno 1739 bei Krokow Schulter

an Schulter gegen die Türken gefochten hatten. Mit der Freundschaft der beiden war es allerdings nicht weit her, und wie konnte das auch sein, wenn der Besiegte von Prag an erster, der Sieger von Kolin an zweiter Stelle kommandierte!

In Wien bestand längst eine heftige Strömung gegen den Lothringer. Kaunitz hatte schon vorgeschlagen, dem Prinzen Karl das Kommando der Reichsarmee, die sich allmählich sammelte, zu übergeben und Daun die Alleinherrschaft beim schlesischen Heer. Aber so hoch Maria Theresia den ersten Großkreuzritter ihres neuen, schönen Theresienordens auch einschätzte, sie wollte dennoch ihrem „einzigen Schwager“ nicht weh tun, und es blieb alles beim alten.

Jedenfalls herrschte beim österreichischen Oberkommando seit der Schlacht von Kolin ein unbegreiflicher Schlendrian. Die Früchte, die man nach der preussischen Schlappe von Kolin hätte pflücken können, blieben ungepflückt. Auch nachdem die Vereinigung der siegreichen Armee von Kolin mit der geschlagenen von Prag erfolgt war, kam auf der österreichischen Seite die Sache nicht in Schwung. Wenn Prinz Karl und seine Leute „hott“ sagten, sagte Daun und sein Anhang sicher „hüh“.

Dies unentschlossene und zögernde Handeln in einer günstigen Lage, wo nach Meinung aller Kriegsverständigen die Feldherrn des Erzhauses das Spiel auf dem Daumen hatten, erregte die höchste Unzufriedenheit der französischen Berater. Aber die kamen schön an. General Courten berichtete entrüstet nach Versailles:

„Die letzten glücklichen Erfolge haben die Leute hier auf eine erstaunliche Weise aufgeblasen. Gott mag es fügen, daß sie wieder einige Schläge bekommen, und so gebeugt und gedemütigt werden, wie sie es vor zwei Monaten waren. Uns aber mag der Himmel davor bewahren, daß wir jemals ihrer Hilfe bedürfen, denn sie würden uns ihre Hilfe teuer verkaufen. Das sind hier sehr hochmütige Leute, denen gegenüber man sich nicht bescheiden muß, sonst gehen sie einem zu Leibe. Kaunitz nimmt, wenn er vom König von Frankreich spricht, einen Ton an, den niemand dulden darf.“

Wahrlich, fromme Wünsche von seiten der treuen Bundesgenossen von jenseit des Rheins. Es hoffte eben jeder der Verbündeten, daß sein Partner die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, — wenn das Feuer nur nicht so heiß gewesen wäre! Allerdings: wenn die österreichische Armee den König ausreichend beschäftigte, konnte die französische ruhig billige Lorbeeren pflücken.

Der General Graf Montazet war sozusagen der von Frankreich bestellte Treiber der österreichischen Feldherrn. Aber wenn der eine sich vorn an den Wagen, der andere sich hinten anspannte, was konnte da das heiße Bemühen eines Montazet ausrichten?

„Was wollen Sie, daß ich tun soll?“ raunte der hitzige Prinz schließlich seinen Dränger an, „Sie sehen es ja, daß der Feldmarschall nichts tun will, und ich, ich werde mich hüten, Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen!“

Der Prinz von Preußen hatte die Aufgabe, Schlesien

zu decken, der Armee die Plätze Gabel und Zittau, wo große Vorräte lagen, zu erhalten, und gleichzeitig dennoch nicht die Verbindung mit dem Könige zu verlieren, um für den Fall, daß die österreichische vereinigte Macht sich gegen die königliche Armee wenden würde, zur Unterstützung herbeieilen zu können.

Diese Aufgabe war ohne Frage schwierig, — unlösbar war sie nicht. Der König rechnete auch zunächst bestimmt darauf, daß er selbst angegriffen werde. Nun aber rückte das ganze feindliche Heer plötzlich gegen den Prinzen vor, und zwar mit mehr Eilfertigkeit, als die bisherige Unentschlossenheit des österreichischen Oberkommandos vermuten ließ. Schon umschwärmten flinke Kroatentrupps unter dem energisch vordringenden Nadasdy Jungbunzlau, und das Gros stand nur noch einen Tagesmarsch von des Prinzen Front.

Der Prinz glaubte der Übermacht weichen zu müssen und zog sich auf Neuschloß zurück. Hier stand er kaum fünf Meilen von Leitmeritz, dem Hauptquartier des Königs, entfernt. Aber die Verpflegung seiner Truppen war schwierig, er mußte die Lebensmittel aus Zittau heranziehen. Ein Kriegsrat, den er berief, hielt es für richtiger, nach Böhmisches-Leipa zurückzugehen, von wo aus es wesentlich leichter war, die über Gabel nach Zittau führende Heerstraße zu decken. Auf dieser Straße marschierte das österreichische Hauptheer gegen Zittau vor. Hätte sich der Prinz ihnen hier entschlossen in den Weg gestellt, so hätten der Lothringer und Daun vermutlich Halt gemacht und sich zunächst erst einmal die unent-



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Königin Sophie-Dorothea von Preußen.

Mutter Friedrichs des Großen.

Nach einem Gemälde von Ant. Pesne gestochen von Jakob Houbraken.